

Fazit des zweiten Teils

Rortys minimalistische Neubeschreibung des Liberalismus als Kombination von privater Romantik und öffentlicher Solidarität ist tragfähig. Er stellt begründungstheoretisch eine antifundamentalistische und kommunitaristische Artikulation und Utopie dar.

Die Rekonstruktion von Rortys transformativer Neubeschreibung des Liberalismus in diesem Teil hat zum einen ergeben, dass auch deren zentrale Komponenten von der spannungsreichen Kombination von Romantik und Pragmatismus geprägt sind. Dies zeigte sich zunächst an der herausgearbeiteten Bestimmung des politischen Denkens als kommunitaristische Artikulation *und* kontingente Utopie in Kapitel VI: Das Ziel der systematisierenden Artikulation ist die kohärente Explikation und Zusammenfassung der politischen Sprachpraxis der eigenen kontingenten Rechtfertigungsgemeinschaft. Dabei leistet der politische Philosoph dort, wo Vokabulare der Vergangenheit mit neuen gesellschaftlichen Bedürfnissen kollidieren, „Hausmeisterarbeit“ im Dienst seiner Gesellschaft. Hierzu muss er aber gelegentlich in die Rolle des „Propheten“ schlüpfen und neue Vokabulare erfinden. Damit verweist die Artikulation selbst auf die zweite, und für Rorty wichtigere, Dimension des politischen Denkens: die Utopie als kontextualistische Erzählung. Sein romantischer Utopismus erkennt zwar die Bedeutung der Ordnung des Vorhandenen an. Noch wichtiger für ihn ist aber die kreative Leistung der Utopisten. Mit ihren utopischen Neubeschreibungen sorgen sie dafür, dass der Fortschritt der (politischen) Kultur nicht zum Erliegen kommt. Dabei entspricht Rortys Konzeption einer nachaufklärerischen Utopie ohne Fortschrittsgewissheit dem zentralen Motto seines romantischen Pragmatismus überhaupt: Hoffnung statt Erkenntnis. Auch für den politischen Bereich wird die von Philosophen üblicherweise angestrebte Erkenntnis durch Hoffnung ersetzt. Das bedeutet eine Verlagerung von der Theorie hin zur Utopie, genauer: zu einer kontingenten Utopie als Erzählung für uns. Wie im kurzen Vergleich mit Morus und Marcuse herausgearbeitet, versteht sich diese als ironisch im begründungslogischen Sinne, nicht aber was ihren Verwirklichungsanspruch betrifft.

Kapitel VII hat gezeigt, dass Rortys eigene Begründungsutopie in die Vision einer postmetaphysischen liberalen Kultur eingebettet ist. Deren antiautoritäres Leitmotiv lautet: kommunikative Solidarität statt Objektivität. Die Suche nach einem (immer nur kontextualistischen) Konsens hat als kulturelles Leitbild die Suche nach Objektivität ersetzt. Als alleinige Autorität wird in öffentlichen Angele-

genheiten nur der Konsens der Bürger anerkannt. Ansonsten gilt die Devise: (Meinungs-)Freiheit statt Wahrheit. Seine wahrhaft liberale und demokratische Gesellschaft der Zukunft skizziert Rorty als eine Kultur ohne Zentrum. Sie ist geprägt durch einen instrumentalistischen und romantischen Pluralismus mit den Zielen der Toleranz und Vielfalt. Das zentrale Stichwort lautet hier: „romantischer Polytheismus“.

Als antreibender Impuls für diese transformative Utopie erwies sich ein „militanter Antiautoritarismus“, der gegen jede Idee einer nichtmenschlichen Autorität kämpft. Dies ist der zentrale Gedanke, der Rortys Denken insgesamt antreibt. Er strebt eine radikale Entgötterung der Kultur an. Der Mensch soll nicht nur die Gottesidee, sondern auch alle „Doubles“ dieser Idee hinter sich lassen, und sich damit von der Vorstellung emanzipieren, er sei einer nichtmenschlichen Instanz verantwortlich. Die genauere Rekonstruktion dieses Antiautoritarismus ergab, dass Rorty das verblüffend ehrgeizige Ziel verfolgt, zu einem weltgeschichtlichen Wandel im Selbstbild der Menschen in den demokratischen Kulturen des Westens einen Beitrag zu leisten. Das von ihm vorgeschlagene neue Selbstbild hat dabei wiederum eine romantische *und* eine pragmatische beziehungsweise demokratische Dimension. Neben dem Bild des Menschen als sprachschöpferisches Wesen steht gleichberechtigt dasjenige des Menschen als solidarischer Bürger.

Beide Grundmotive von Rortys Denken, Romantik *und* Pragmatismus, begegnen uns auch bei seiner „optionalen“ Theorie des Menschen wieder (Kap. VIII.1). Rorty zeichnet auf der einen Seite ein antiessenzialistisches und dezentriertes Bild des Selbst als „homöostatischer Mechanismus“ ohne Zentrum. Diese Konzeption des Selbst stellt das Pedant zur Verabschiedung des Gedankens *der* Realität im Rahmen seines transformativen Antiessenzialismus dar und zugleich zu seiner Utopie einer Kultur ohne Zentrum. Wie dargestellt, versucht Rorty es allerdings mit seiner romantisch-intellektualistischen Vision von individueller Freiheit durch poetische Selbsterschaffung zu kombinieren. Die utopischen Figuren der liberalen Ironikerin und des starken Poeten verkörpern die zentrale Idee von Ironie als Kontingenzbewusstsein und die romantisch-theologische Vorstellung, dass der Mensch Schöpfer seiner selbst werden kann. Dezentrierung des Selbst und Romantik der Selbsterschaffung passen aber nicht wirklich zusammen. Einerseits wird das Selbst in der Netzmetapher aufgelöst. Das Selbst wird mit dem Text seines Lebens gleichgesetzt. Andererseits sind Ironie und Selbsterschaffung ohne eine aktive Komponente nicht denkbar. Mit dem Modell der narrativen Selbsterschaffung taucht die Instanz des Erzählers jenseits des Selbst als narratives Netz auf. Damit wird Rortys Bild des Selbst inkonsistent. Hier ist ihm die Kombination von (antiessenzialistischem) Pragmatismus und Romantik nicht gelungen. Eine Modifikation ist an dieser Stelle erforderlich und muss noch geleistet werden.

Abgesehen von diesem wichtigen Kritikpunkt lässt sich an dieser Stelle feststellen, dass in Rortys praktischem Denken der romantische Impuls tendenziell den pragmatistischen beziehungsweise demokratischen dominiert. Bei der antiautoritären Neubeschreibung des Menschen als schöpferisches und solidarisches Wesen sind beide noch in etwa ausgeglichen. Im Rahmen seiner Bestimmung des politischen Denkens als Artikulation und Utopie, in der Vision einer poetisierten Kultur und vor allem mit der Betonung der Idee sprachlicher Selbsterschaffung des Selbst beginnt jedoch der romantische Impuls Rortys zu dominieren. Diese Dominanz

wird allerdings dadurch entschärft, dass er – typisch liberal – in die Sphäre des Privaten verwiesen wird.

Ein zentrales Ergebnis dieses Teils lautet, dass es sich bei Rortys utopischer Neubeschreibung des Liberalismus um eine minimalistische Konzeption handelt, sowohl was die inhaltliche, als auch was die begründungslogische Ebene betrifft – wobei der inhaltliche Minimalismus aus seiner begründungslogischen Zielsetzung resultiert. Rorty vertritt damit in seinem politischen Denken eine Position, die zu dem minimalistischen Charakter seines detranszendentalisierten Neopragmatismus ohne regulative Ideen analog ist. Wenn man diese Position eines politischen Minimalismus mit den Konzeptionen seiner liberalen „Widersacher“ Rawls und Habermas vergleicht, kann man sagen: Rawls' Gerechtigkeitstheorie traut sich auf der inhaltlichen Ebene am meisten zu, begründungstheoretisch erhebt hingegen die prozeduralistische Diskursethik die stärksten Ansprüche. Rortys *doppelt minimalistischer Liberalismus* bescheidet sich hingegen auf beiden Ebenen, der inhaltlichen (a) und der begründungstheoretischen (b), mit einer Minimalposition.

(a) Auf der inhaltlichen Ebene zeigte sich in Kapitel VIII, dass Rorty eine klassisch sozialliberale Differenzkonzeption des Liberalismus in enger Anlehnung an John Stuart Mill vertritt. Mit der Betonung des negativen Freiheitsbegriffs zur Gewährleistung der romantischen Selbstverwirklichung im Privaten und der individualistischen Rechtfertigung und Begrenzung von Politik ist seine politische Utopie eindeutig dem klassisch-liberalen und zugleich utilitaristischen Modell der Politik zuzuordnen. Die Nähe zu Mill zeigt sich auch an dem Anschluss an dessen *harm principle* und generell an dessen sozialliberaler Gleichgewichtskonzeption von Politik. Wie bei allen Liberalen baut die ganze Konzeption dabei auf der „großen Dichotomie“ zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen auf. Auf der inhaltlichen Ebene handelt es sich daher bei Rortys Variante des egalitären Liberalismus um eine konventionelle sozialliberale Grundkonzeption. Sie weist damit auch die gleichen Stärken und Schwächen anderer sozialliberalen Theorien auf, ist aber in sich schlüssig.

Auch Rortys utopische liberale Gesellschaft verbindet Romantik und Pragmatismus. Ihr oberstes politisches Ziel ist ein Gleichgewicht zwischen negativer Freiheit zur Selbsterschaffung und öffentlicher Solidarität. Dabei liegt die primäre Aufgabe der Politik in der Sicherung der *privaten* „positiven“ Freiheit, indem sie so weit wie möglich einen negativ definierten Freiraum für die Projekte der Selbsterschaffung der Bürger sichert. Die Feier von Pluralität in seiner utopischen liberalen Kultur ohne Zentrum wird politisch konkretisiert als das Ziel der Ermöglichung größtmöglicher menschlicher Vielfalt im Privaten. Politik dient in ihr zwar primär der Maximierung *privater* Autonomie; zugleich ist sie aber dem Ziel der Minimierung unnötigen Leidens verpflichtet. Rorty vertritt eine egalitäre Variante des Liberalismus. Sein Utopia stellt eine pluralistische *und* solidarische Gesellschaft dar. Ziel ihrer Politik der Solidarität ist die reale Gleichheit der Chancen zur Selbsterschaffung. Auch dieses Ziel wird allerdings von Rorty sehr vage gehalten. Anstelle von ausformulierten Gerechtigkeitsgrundsätzen, wie etwa bei John Rawls, findet sich eine Gefühlsethik der Solidarität.

Diese liberale Gefühlsethik der Solidarität betont den kontingenten Status ihrer Leitidee: Universelle Solidarität ist – wie jede Form der Solidarität – ein partikula-

ristischer Wir-Begriff; zugleich ist nur sie eine „offene“ Solidarität. Denn der moralische Fortschritt besteht für sie in einer Ausweitung der moralisch relevanten Wir-Gruppe. Wie ebenfalls dargelegt, präsentiert Rorty eine „negative“ Definition von Solidarität und damit des Liberalismus als Vermeidung von Grausamkeit. Bei ihrer Bekämpfung von Grausamkeit konzentriert sich die Politik der Solidarität auf die für den Menschen typische Form des Leidens, der Empfänglichkeit für Demütigung. Dabei gilt, dass der Liberalismus als eine „Angelegenheit des Herzens“ betrachtet werden sollte. Rortys Motto lautet hier unter dem Gesichtspunkt der Wirklichkeit: Hume statt Kant. Solidarität ist für ihn als Antikantianer keine Frage der Rationalität und der Selbstgesetzgebung, sondern des Gefühls und der Empfindsamkeit. An die Stelle der kantianischen Argumentation mit Vernunftprinzipien soll daher die Hoffnung auf das Einbeziehungspotenzial moralischer Gemeinschaftsgefühle treten. Um dieses zu fördern, propagiert Rorty eine (heftig kritisierte) „Manipulation der Gefühle“ durch eine „Schule der Empfindsamkeit“.

Eher unkonventionell sind auch folgende herausgearbeitete inhaltliche Grundzüge von Rortys Liberalismus: Zunächst ist hier die Verwendung des partikularistischen „Wir-Begriffs“ der Solidarität anstelle des Gerechtigkeitsbegriffs zu nennen. Diese ist eher untypisch für egalitäre liberale Theorien, aber wie oben gezeigt, systematisch bedingt. Eine weitere Besonderheit ist, dass Rortys als Vertreter eines romantischen Liberalismus in der Nachfolge von Mill die im ersten Teil herausgearbeiteten zwei Dimensionen seines Sprachpragmatismus in der Politik durch die Basisunterscheidung zwischen privat und öffentlich trennt. Der romantische Impuls wird in die private Sphäre verwiesen, während der pragmatistische Impuls im Bereich der gemeinsamen Politik verortet wird. Dabei wird die zentrale Unterscheidung zwischen privater Selbsterschaffung und öffentlicher Solidarität von Rorty mit der „Abschiebung“ der Philosophie in den Bereich des Privaten kombiniert. Nach Reese-Schäfer stellt Rortys ironischer Liberalismus damit eine pragmatistische Radikalisierung der Differenzkonzeptionen in der Sozialphilosophie vom späten Rawls bis Michael Walzer dar. Rortys minimalistische Grenzziehungskonzeption, die allein auf der Unterscheidung zwischen privat und öffentlich basiert, trenne die Demokratie von der Philosophie noch schärfer als die anderer „Grenzgötter der Moral“.¹

Wie gezeigt, sah sich Rorty insbesondere durch die feministische Kritik zu einer Präzisierung seiner Basisunterscheidung genötigt. Private und öffentliche Sphäre werden anhand der Handlungsfolgen unterschieden: Privat ist eine Handlung, wenn deren Folgen nur den Handelnden betreffen. Eine öffentliche Handlung zeichnet sich dadurch aus, dass von ihr auch andere betroffen sind. Der durchaus berechtigten Kritik an dieser Abgrenzung anhand der Handlungsfolgen begegnet er mit dem freimütigen Eingeständnis, dass es sich bei seiner Basisunterscheidung um eine „fuzzy“ Unterscheidung handle, die trotzdem weder künstlich noch nutzlos sei. Die Schlüsselfrage, wer die Qualität der Handlungsfolgen beurteilen solle, löst er unter Bezugnahme auf den öffentlichen Diskurs. Die Grenzziehung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen ist für ihn eine politische Frage, die in immer wieder sich verschiebenden Kompromissen neu ausgehandelt werden muss.

1 So der Titel von Reese-Schäfer (1997); vgl. ebd. 637ff.

Die inhaltlichen Besonderheiten des ironischen Liberalismus verweisen selbst auf die begründungslogische Ebene, welche den Kern von Rortys liberaler Utopie ausmacht. Dies gilt insbesondere für die Tatsache, dass generell eine bewusst minimalistische Artikulation der Inhalte des egalitären Liberalismus betrieben wird. Die inhaltliche Zurückhaltung bei der Definition des Liberalismus dient dem Ziel, dass sich alle, die sich innerhalb des „liberal-demokratischen Rahmens“² verorten, darin wiederfinden können sollen. Rorty möchte durch einen inhaltlichen Minimalismus die Konsensfähigkeit seiner begründungstheoretischen Utopie und damit die Identifikationsmöglichkeit mit dieser für Liberale aller Schattierungen erhöhen.

(b) Auf der begründungslogischen Ebene vertritt Rorty ebenfalls eine minimalistische Position. Als Vertreter eines offensiven demokratischen Antifundamentalismus lehnt er jede philosophische Theorie des Selbst oder der (kommunikativen) Vernunft als Propädeutik der Politik ab. Seine methodologische Leitthese ist die begründungskritische These des Vorrangs der Demokratie vor der Philosophie (Kapitel V). Dabei bedeutet die Vorrangthese zweierlei: Eine philosophische Begründung des Liberalismus ist weder möglich, noch nötig. Die nähere Betrachtung der begründungslogischen Auseinandersetzung mit der Diskursethik von Jürgen Habermas auf der einen Seite und mit der Gerechtigkeitstheorie von John Rawls auf der anderen Seite ergab, dass diese liberalen Theorien in seinen Augen zwar bedeutende Artikulationen, aber nicht Begründungen liberaler Politik leisten. Der Liberalismus kann nach Rorty keine Begründung durch die formalpragmatische Analyse der Alltagssprache oder ein essenzialistisches Menschenbild erwarten. Sein begründungskritisches, methodologisches Motto lautet daher: Artikulation statt Begründung. Dies bedeutet auch das Ende der traditionellen politischen Anthropologie.

Nach der Verabschiedung jeglicher Formen der Begründung im starken Sinne bleibt in Rortys Begründungsminimalismus allein die Berufung auf die in *unserer* liberalen Kultur impliziten Werte und Praktiken. Sein ironischer *und* kommunitaristischer Liberalismus beschränkt sich begründungstheoretisch auf die Artikulation und „Verlängerung“ von in der politischen Kultur liberaler Demokratien bereits vorhandenen Überzeugungen und Institutionen, allen voran der Unterscheidung zwischen privat und öffentlich. Diese Berufung auf die Sprachpraxis der liberalen Wir-Gruppe kann man als minimalistischen und zugleich partikularistischen Kommunitarismus der Rechtfertigung bezeichnen. Dessen zentraler Gesichtspunkt ist, in Karl-Otto Apels Worten, „die Berufung auf eine partikuläre Konsensbasis des ‚Wir‘“.³ Er beschränkt sich explizit auf das Bekenntnis zum eigenen, kontingenten Kontext. Für ihn bleibt allein die „schwache“ Begründung des Liberalismus durch eine sprachpragmatistische Rechtfertigung mit Blick auf die eigene liberale Sprachgemeinschaft, in der kontingenterweise der moralische Universalismus anerkannt

2 Rössler (2000), 27. Für eine Kritik an Rortys minimalistischer Artikulation zentraler Begriffe unserer politischen Kultur siehe etwa Frischmann (2003), 65f.

3 Apel (1988), 409. Heiner Hastedt spricht von einem „kommunitaristischen Kontextualismus mit Hilfe des Konzepts der liberalen Ironie“ (Hastedt (1991), 255).

ist. Vor dieser Selbstbeschränkung schrecken kantianische Liberale wie Apel und Habermas, aber auch John Rawls zurück.⁴

Schon die Rekonstruktion der Debatte mit Michael Sandel in Kapitel VI hatte ergeben, dass Rortys minimalistischer Liberalismus quer zu den beiden „Parteien“ der Debatte zwischen Liberalen und Kommunitaristen steht. Dies zeigte auch der Vergleich mit MacIntyre und anderen führenden kommunitaristischen Denkern. Während Rorty auf der inhaltlichen Ebene ein Liberaler durch und durch ist (die Stichworte lauten hier: Antiperfektionismus, Neutralität des Staates, Vorrang des Rechten vor dem Guten, demokratischer Prozeduralismus), vertritt er auf der begründungslogischen Ebene eine Art Sprachspielkommunitarismus. Ebenso wie Wahrheit und Rationalität sind für seinen kommunitaristischen Liberalismus auch Moral und Gerechtigkeit „Wir-Begriffe“. Die soziale (Sprach-)Praxis beziehungsweise der Konsens einer partikularen Identifikationsgemeinschaft stellt die alleinige Quelle der Normativität dar. Das Ergebnis der Einordnung von Rortys Position in der Debatte zwischen Liberalismus und Kommunitarismus lautet daher: Obwohl inhaltlich ein liberaler politischer Denker erweist er sich begründungslogisch als Kommunitarist – vergleichbar mit den liberalen Kommunitaristen Charles Taylor und Michael Walzer. Sein minimalistischer Liberalismus stellt eine produktive und in sich schlüssige Verbindung von egalitärem Liberalismus und begründungstheoretischem Kommunitarismus dar.⁵

Auf der Basis dieses Ergebnisses ist es heuristisch sinnvoll an dieser Stelle die diskursethische Unterscheidung zwischen universalistischer Moral der Gerechtigkeit und kontextualistischer Ethik des Guten heranzuziehen. Rortys transformative Neubeschreibung des Liberalismus stellt demnach eine minimalistische Version des *ethischen Liberalismus* dar. Alle Vertreter des ethischen Liberalismus verteidigen den liberalen Vorrang des Rechten vor dem Guten gegenüber Kommunitaristen wie MacIntyre, während sie aber zugleich – wie diese – eine ethische und damit kon-

-
- 4 Vgl. Reese-Schäfer (1997), 620f; Apel (1993), 159. Rortys Begründungsminimalismus ist für die Entwicklung der liberalen Theorie im angelsächsischen Sprachraum nicht ungewöhnlich. Rawls' Wende weg von einem *philosophischen* und hin zu einem *politischen* Liberalismus ohne expliziten universellen Wahrheitsanspruch wurde von den meisten zeitgenössischen amerikanischen Liberalen mitvollzogen. Der Weg des neueren Liberalismus in den USA ist der einer, für die deutsche politische Theorie ungewohnten, Absage an jegliche Form einer starken philosophischen Fundamentierung und eines Bekenntnisses zum eigenen Kontext; vgl. dazu Niesen (2001), 44; Klinger (1994), 124f, 136.
- 5 Je nachdem ob die inhaltliche Dimension oder die Begründungsdimension von Rortys politischem Denken betont wird, schwanken daher auch die Bezeichnungen. Während etwa Stephen Mulhall und Adam Swift Rorty als kommunitaristischen Liberalen bezeichnen (vgl. Mulhall/Swift (1996), xiii), ist er etwa in Karl-Otto Apels Augen ein liberaler Kommunitarist (vgl. Apel (1993), 150; auch Hastedt (1991), 255). Detlef Horster bemerkt in diesem Zusammenhang zu Recht, dass Rorty seine ironische Freude daran gehabt hätte, von den einen als Liberaler und von den anderen als Kommunitarier apostrophiert zu werden; vgl. Horster (1993a), 62.

textualistische Geltung dieses Vorranges annehmen.⁶ So beharrt auch Rorty als Liberaler inhaltlich auf den Vorrang des Rechten vor dem Guten. Zugleich ist der Staat für ihn keine ethische Gemeinschaft unter anderen. Begründungslogisch stellt für ihn als ethischer Liberaler allerdings die Priorität der Gerechtigkeit und die liberale Idee einer prozeduralen Republik selbst eine kontextuelle Form des Guten dar. Sie ist für ihn unser gemeinsames *politisches* Gut in liberalen Gesellschaften. Ein Gut, das nicht durch eine universalistische Moral begründet ist, wie die Diskursethik meint, sondern schlicht als wichtiger Bestandteil einer partikularen Gemeinschaftstradition zu betrachten ist. Mit den liberalen Kommunitaristen Michael Walzer und Charles Taylor teilt Rorty damit die Grundthese von der *begründungslogischen* Priorität des Guten vor dem Moralischen und dem Rechten. Auch für ihn erwachsen die Grundprinzipien seines Liberalismus aus einem Gemeinschaftskontext und gelten nur in ihm. Und das kontingente Vokabular der eigenen liberalen Sprachgemeinschaft wird von seinem ethischen Liberalismus auf minimalistische Weise artikuliert und zugleich begründungslogisch neu beschrieben.

Das Gesamtfazit dieses Teils lautet: Rortys minimalistische Neubeschreibung des Liberalismus stellt auf der inhaltlichen Ebene, abgesehen von dem „Ästhetizismus“ im Privaten, eher eine konventionelle Variante des egalitären Liberalismus dar. Sie teilt als solche die Stärken und Schwächen anderer liberaler Theorien. Trotz der für sie charakteristischen Spannung zwischen Romantik und Pragmatismus weist sie aber keine unbeheblichen Inkonsistenzen auf. Dies gilt auch für die begründungslogische Ebene, die ihren Schwerpunkt ausmacht. Hier ist auch das Originelle von Rortys ironischen und zugleich kommunitaristischen Liberalismus als Variante des ethischen Liberalismus zu finden. Die Verabschiedung aller „starken“ Versuche einer Begründung liberaler Politik ist mit einer kommunitaristischen Rechtfertigung des Liberalismus kombiniert.

Das Ergebnis der Rekonstruktion von Rortys minimalistischer Neubeschreibung des Liberalismus in der Abgrenzung zu seinen liberalen „Widersachern“ Habermas und Rawls auf der einen Seite und den Kommunitaristen auf der anderen Seite in

6 Der Ausdruck „ethischer Liberalismus“ als einer Art „Ethik zweiter Ordnung“ geht auf Rainer Forst zurück, der ihn zur Bezeichnung der Positionen von Raz, Macedo, Galston, Kymlicka und des späten Ronald Dworkin verwendet – ohne dabei Rorty zu erwähnen (Forst (1994), 53f, 90-95, 109-112). Er basiert auf der Unterscheidung zwischen moralischen und ethischen Kontexten in Anschluss an die oben in Kap. V.2.1 bereits problematisierte geltungstheoretische Unterscheidung von kontextgebundenen Fragen des guten Lebens und universellen Fragen der Gerechtigkeit durch Jürgen Habermas. – Die diskurstheoretisch begründete Bezeichnung „ethischer Liberalismus“ wird hier gegen die Intention von Forst verwendet. Ein Ergebnis dieser Studie lautet ja, dass der geltungstheoretische Anspruch der Diskursethik nicht zu halten ist. Mit Rorty ist festzustellen, dass sie eine Artikulation und keine Begründung des liberalen Universalismus darstellt. Dies bedeutet aber, dass die Diskursethik, entgegen ihrem Selbstverständnis, selbst eine „ethische“ und keine „moralische“ Theorie ist. Aus Rorty'scher Sicht gibt es sogar nur „ethische“ Theorien.

diesem Teil lautet also, dass dieser in sich schlüssig ist. Wobei allerdings zwei größere Defizite festzuhalten sind: zum einen die bereits in diesem Fazit thematisierte Inkonsistenz bei der Kombination von Antiessenzialismus und Romantik in seiner Theorie des Selbst; zum anderen, wie weiter oben in Kap. VI.3.3 dargestellt, die spärlichen Auskünfte Rortys zur Frage nach der Realisierungschance seiner begründungstheoretischen Utopie eines ironischen Liberalismus. Dieses zentrale Manko stellt aber den Verwirklichungsanspruch seiner transformativen Utopie infrage. Es entspricht der allgemeinen Schwachstelle seines transformativen Sprachpragmatismus, so wie sie bereits zum Ende des ersten Teils festgestellt wurde: Rorty kann für sein Projekt einer antirepräsentationalistischen Transformation unserer Sprachpraxis keine konkreten Instrumentarien als Mittel zur Umsetzung angeben. Diese Parallele kommt nicht von ungefähr, da seine Neubeschreibung des Liberalismus eng verzahnt ist mit seinem übergreifenden, transformativen Projekt. Der ironische und zugleich kommunitaristische Liberalismus von *Kontingenz, Ironie und Solidarität* setzt die pragmatistische Transformation der Kultur insgesamt voraus.

Dieses Zwischenergebnis bestätigt, dass sich der Gang der Untersuchung nun auf die „Früchte“ der von Rorty vorgeschlagenen Übernahme seiner ironischen und kommunitaristischen Neubeschreibung des Liberalismus für die politische Praxis wenden kann und auch muss. Der folgerichtige Schritt nach der bestandenen Konsistenzprüfung ist die immanente pragmatische Prüfung. Dieses Vorgehen berücksichtigt nicht nur die Kritik von Rortys Widersachern an den politischen Konsequenzen seiner Neubeschreibung des Liberalismus. Es entspricht auch dessen eigener Vorstellung von politischer Philosophie als fallibles Experiment im Dienst der Praxis. Bezugspunkt des politischen Denkens soll demnach die soziale Praxis sein und nicht die ewige Wahrheit. Daher schlägt er auch vor, theoretische Debatten als praktische zu behandeln. Im Mittelpunkt sollten die zu erwartenden Folgen der jeweiligen Standpunkte stehen. Die Bewertung politischer Theorien – wie die naturwissenschaftlicher Theorien im klassischen Pragmatismus – habe experimentell zu erfolgen: „The test [...] is how it works when you try to apply it“.⁷

7 PSH, 96; vgl. PZ, 10. Vgl. dazu Brunkhorst (1997b), 111f.